

"Walfang im Rossmeer"

Autor(en): **Bader, Sepp**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 11

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667630>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gleichsam zu sich heranzieht. Sie war eine hoffnungslos Wartende gewesen, eine, über deren Warten der Abend heraufsteigt und die dennoch die Tür hinter der Welt nicht zuschließen kann, um sich ruhig allein zu finden für die lange, dunkle Nacht. Nicht-mehr-Warten hätte für sie den Tod bedeutet. Ihre mißbrauchten Kräfte könnten nur noch das Eine: warten. Er hatte es damals nicht erkannt. Seine Augen hatten gesehen, ohne zu wissen; seine Hand hatte gemalt, ohne zu fühlen. Die Wartende seines Bildes war darob an seiner Seite leise vergangen, wie ein Licht, das verlöscht, weil es zur Neige gebrannt ist.

Schmerzlich atmete der Künstler auf und schaute um sich: er stand vor seinem wiedergefundenen Bild in dem kleinen, lichtgelb getünchten Gemach. Spätnachmittagssonne umspielte in breiten Strahlen die lange, rote Kerze auf der Kommode, daß sie emporflammete, wie ein Opferlicht. Irene Helffenberg saß auf der blaßgelben Ottomane, seltsam versunken, seltsam, von innen her, haltlos. So verloren schaute sie nach dem Bild an der Wand, daß der Mann sich fragte: „Was denkst sie wohl?“ und sie wecken wollte, um das lastende Schweigen zwischen ihnen zu brechen: „Frau Irene!“

sagte er behutsam, um sie nicht zu erschrecken. Da blickte sie zu ihm hin. Seine leis verlebten und verschwommenen Züge waren durchzittert von der Erkenntnis der verflossenen Minuten: es zuckte Schmerz darin auf über Verlorenes, ein Erschrecken lag darin vor nie wieder Gutzumachendem. Er stand da, wie ein kleiner Junge vor einem unwillentlich zerbrochenen Spielzeug.

Still sagte sie, und es war das Fazit, das sie unter eine süß gehegte Hoffnung setzte: „Sie hätten dieses Bild nicht so gemalt, nicht wahr, wenn Sie damals gewußt hätten, was Sie heute wissen?“ Und mehr für sich fügte sie bei: „Im tiefsten Grunde wartet man ja gar nicht auf das Kommen eines Menschen, so endlos hin über Tag und Nacht...“ Dann stand sie auf, die leis abwehrende Kühle wieder im Antlitz und schritt ihm voran durch die Flucht reicher Räume. Er aber schloß sorgfältig die Tür zum kleinen Wohngemach und warf einen letzten Blick nach seinem Bild: es leuchtete in kostbaren Tönen, und die Kerze auf der samtbraunen Kommode sandte rote Lichter verborgener Verheißung empor zu der still und versunken Wartenden.

Luise Gysler.

Künftiger Frühling.

Wohl blühet jedem Jahre
Sein Frühling mild und licht,
Auch jener große, klare,
Getrost, er fehlt dir nicht.

Er ist dir noch beschieden
Am Ziele deiner Bahn,
Du ahnest ihn hienieden,
Und droben bricht er an.

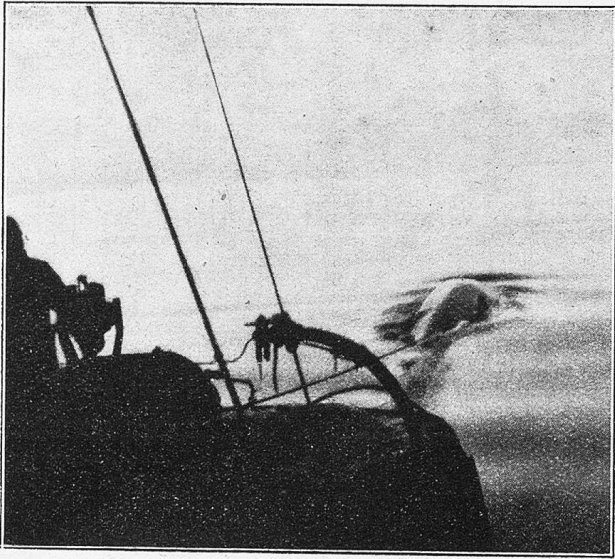
Ludwig Uhland.

„Walfang im Roßmeer“.

Von Dr. Sepp Bacher.

Als ich vor zwei Jahren zu einem kurzen Besuch in Hamburg weilte, hörte ich an einem Sonnabend, daß eine norwegische Walfang-Expedition einen Arzt für ihre Flotte nach dem südlichen Eismeer suchte. Über neun Monate sollte die Reise dauern, und am darauffolgenden Montag mußte der Arzt bereits in Rotterdam an Bord sein! Kurz entschlossen sagte ich zu, und so beschaffte ich denn an einem Nachmittag Tropen-, Polar- und Walfangausrüstung zugleich und fuhr an einem Sonntag-

nachmittag nicht, wie geplant, nach Blankenese, sondern nach Rotterdam, um von dort mit der zur Zeit größten und modernsten norwegischen Walfangflotte in das südliche Eismeer zu fahren. Nie werde ich den plötzlichen Entschluß zu dieser aus den verschiedensten Gründen hochinteressanten Reise bereuen, die nicht nur wegen des für uns Deutsche ganz fremden und unbekanntem Walfanges einzigartig war, sondern vor allen Dingen auch wegen des ganz außergewöhnlichen Reisezieles der Expedition.



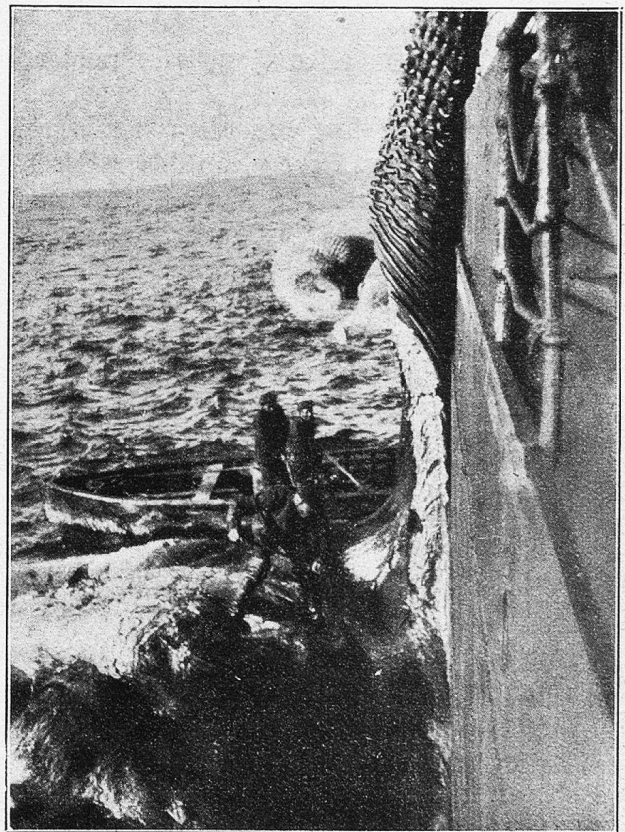
An einer Leine „festgemachter“ Wal.
Dr. Vader, Hamburg.

Das südlichste Meer der Erde, das Koszmeer nämlich, sollte unser Jagdrevier sein, in das sich selbst die meer- und eisbefahrenen norwegischen Walfänger erst seit dem Jahre 1924 hineinwagen! Kein einziges deutsches Schiff ist jemals so weit südlich vorgestoßen, und die wenigen Deutschen, die das Glück hatten, auf fremden Schiffen in dieses märchenhaft schöne und eisumrandete Meer zu kommen, kann man an den Fingern der einen Hand abzählen!

Im Sommer 1927 kehrte ich nach Deutschland zurück, gerade rechtzeitig, um als „Referent und Sachverständiger“ und im Auftrage der soeben in Berlin unter dem Vorsitz des bekannten Freiherrn von Maltzahn gegründeten deutschen Walfangkommission in Berlin und Hamburg zur Propagierung des Walfanggedankens einige aufklärende Vorträge zu halten. Wie wenig weiß man doch von diesem ebenso einträglichem wie interessanten Gewerbe! Den meisten ist es vollkommen unbekannt, daß es heute überhaupt noch einen Walfang gibt; dabei stellt der heutige Großfang alle früheren Glanzperioden des Walfanges in den Schatten, indem seit dem Kriegsende alljährlich zirka 15 000 Wale erlegt werden. Viele kennen nur die alten „Nordfelder“, auf denen heute nur zirka 20 000 Faß Walöl jährlich hergestellt werden, ohne eine Ahnung von den „Südfeldern“ in den antarktischen Meeren zu haben, die in jeder Saison über eine Million Faß Walöl liefern. Bei einigen traf ich auf wirklich kindliche Vorstellungen über die Jagd dieser Wal-

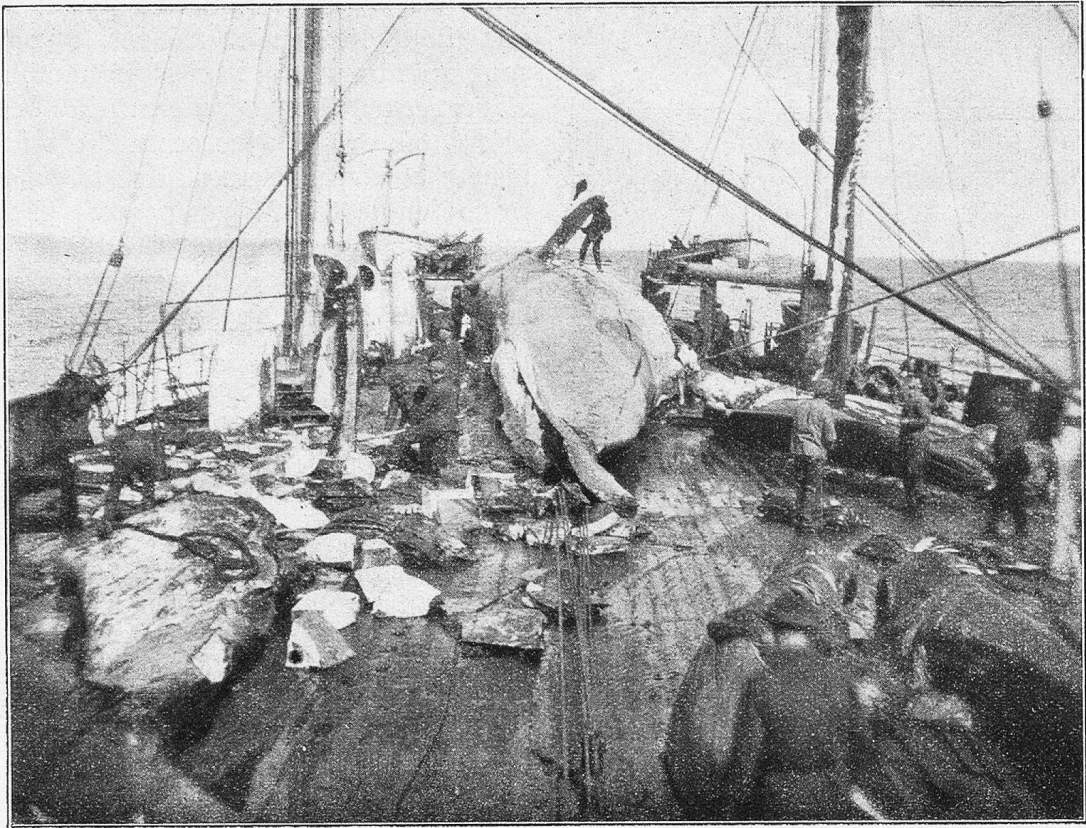
fische, die sie, wie die anderen Fische, mit Netz und Angelhaken fangen wollten; es war ihnen ganz unbekannt, daß man diesen landflüchtigen Säugetieren Sprenggranaten in den Leib schießt, die aus hochmodernen Rohrrücklaufgeschützen abgefeuert werden. Und so gut wie niemand kannte das Koszmeer, jenes Einfallstor zum Südpol, von wo aus Scott und Amundsen ihren Wettlauf nach dem Pol begannen, der so tragisch für die englische Expedition endigen sollte!

Die tausendjährige Geschichte des Walfanges zerfällt in zwei große Zeitabschnitte, nämlich in den alten und modernen Walfang. Jahrhunderte hindurch hatten fast alle nordeuropäischen Staaten nach alter baskischer Methode vom Ruderboot aus mit der handgeschleuderten Harpune den Glattwalen nachgestellt, bis schließlich der Norweger Svend Foyn im Jahre 1865 eine Verbesserung dieser primitiven Jagdmittel durchführte. Mit der Einführung der Granatharpune und des Dampffangbootes beginnt die Ära des modernen Walfanges, dessen Jagdobjekt im Gegensatz zu früher fast ausschließlich die großen und wilden Furchenwale



Abspecken des Wals in See.

Dr. Vader, Hamburg.



Ein 30 m langer, 100 000 kg schwerer Blauwal an Deck.

Dr. Bader, Hamburg.

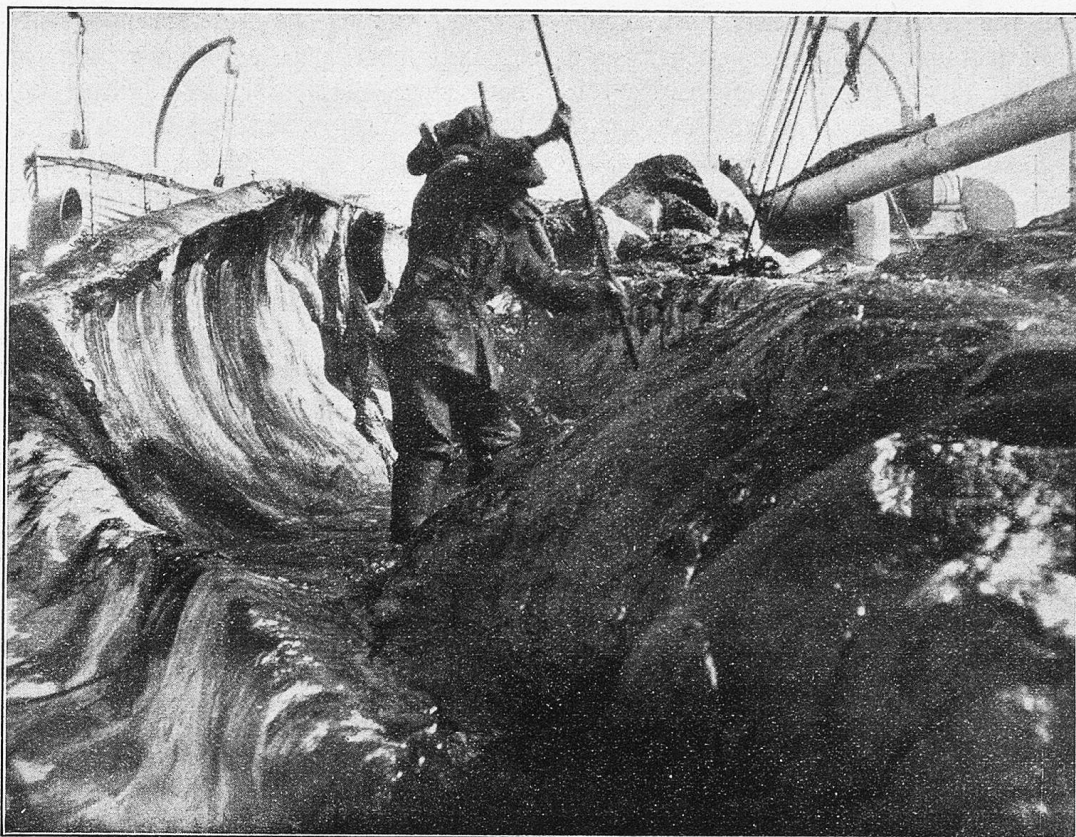
bilden, die mit dem alten Fanggerät nicht erledigt werden konnten.

Lagen die Jagdfelder des alten Walfanges fast ausschließlich im nordatlantischen Ozean, so breitete sich der moderne Walfang bald nach der südlichen Halbkugel aus, auf deren unermesslich großen Meereswüsten heute die Hauptfanggebiete liegen. Der norwegische Kapitän C. A. Larsen war es, der im Jahre 1904 mit dem Fang auf der sturmumbräunten Insel Süd-Georgia begann, und dieser Walfangpionier erschloß auch zwanzig Jahre später das letzte, südlichste und jungfräulichste Walfeld der Erde, nämlich das Nordmeer, das von dem englischen Nord- und Südpolarforscher Sir James Clark Ross im Jahre 1841 entdeckt worden war.

Wenn die Walfänger das Nordmeer erst seit den allerletzten Jahren aufsuchen, so hat das seinen guten Grund. Ein zirka 1000 km breiter Packeisgürtel schließt dieses Meer im Norden vom Stillen Ozean ab, so daß die Schiffe also immer erst diesen Eisgürtel durchfahren müssen, bevor sie in das freie Nordmeer gelangen. Diese Durchquerung wagten früher immer nur

die Südpolarforscher auf ihren speziell gebauten Holzschiffen, wie zum Beispiel Shackleton auf dem „Nimrod“, Amundsen auf der „Fram“ und Scott auf der „Discovery“; daß jemals ein moderner eiserner Waddampfer den Kampf mit den gefürchteten Eispressungen aufnehmen würde, glaubte niemand bis zum Jahre 1924, als Larsen seinen Plan für eine Fangfahrt nach dem Nordmeer bekannt gab. In den Schiffsfahrtskreisen der ganzen Welt erregte dieser Entschluß Larsens damals das größte Aufsehen, und der bekannte schwedische Geograph und Forschungsreisende Nordenskjöld schrieb einige Jahre später, gelegentlich eines Nachrufes für den im Nordmeer heldenhaft verstorbenen Larsen, daß jene Fahrt mit zu den kühnsten Unternehmungen ihrer Art gehörte.

An einer solchen Walfangreise nach dem Nordmeer konnte ich also vor zwei Jahren als Schiffsarzt auf dem 15 000 t großen norwegischen Kochereischiff „Nielsen-Alonso“ teilnehmen. Es war eine ganz neu zusammengestellte, aus fünf Einheiten bestehende Expedition, die von Larvik (Norwegen) über Rotterdam, Norfolk (U.S.A.), Panama und Hobart (Austra-



Fleischschneider in der Bauchhöhle eines Wales.

Dr. Bader, Hamburg.

lien) nach dem Nordmeer fuhr. $3\frac{1}{2}$ Monate dauerte die Ausreise, zirka $2\frac{1}{2}$ Monate die Rückreise um Kap Horn nach Europa, und 33 000 Seemeilen mußte die Flottille in dieser Zeit zurücklegen, um von ihrer nordischen Heimat die weitab gelegenen südlichen Jagdfelder zu erreichen und mit ihrer Beute wieder nach Hause zu kommen. Sechs Monate lang mußte die Reederei die 200 Mann starke Besatzung der Flottille in dieser Zeit der Arbeitsruhe verpflegen und ablohnen, Tausende von Tonnen Kohlen und Brennöl im Werte von vielen Hunderttausenden von Mark brauchten die Schiffe für ihre lange und weite Reise, und die kaum dreimonatliche Fangzeit mußte genügen, um dem Millionenunternehmen den erforderlichen Millionengewinn zu bringen.

Hobart auf Tasmanien war unsere Operationsbasis und unser letzter Hafen vor der Ausreise in die Antarktis. Da eine Trinkwasserversorgung im Nordmeer nicht möglich war, mußte hier der gesamte Bedarf an Süßwasser, zirka 4000 t, gebunkert werden; auch das letzte frische Fleisch und das letzte frische Gemüse wurde hier zum Schutz von zwei gefährlichen Walfangerkrankheiten, Skorbut und Beriberi,

an Bord genommen, da wir von jetzt ab über vier Monate, abgeschnitten von aller Welt, vollkommen auf uns selbst angewiesen, in der südlichsten Antarktis leben und arbeiten sollten. — Nach einer zehntägigen stürmischen Fahrt durch die „brüllenden Vierziger“ und „rasenden Fünziger“, wie die englischen Seeleute diese hohen ungestaltlichen Breiten nennen, erreichten wir am 22. November den nördlichen Rand des Treibeisgürtels. Zwei Tage zuvor sichteten wir bereits die ersten typisch antarktischen Tafelberge, von denen einer nach den Berechnungen unseres Kapitäns eine Länge von 35 Kilometer hatte, und sieben Stunden dauerte es, bis wir, mit halber Kraft fahrend, dieses schwimmende Eiland passiert hatten. Um eine Kollision des Mutterschiffes mit diesen gefährlichen Wegelagerern zu vermeiden, wurden in der Nacht und bei starkem Nebel die kleinen und außerordentlich manövrierfähigen Jagdschiffe als Patrouillenboote vorausgeschickt, die jedesmal durch Signale die Kocherei von der bestehenden Gefahr benachrichtigten. Aber trotz aller Vorsichtsmaßnahmen bleiben diese Eisberge doch immer die „weiße Gefahr“ für die Walfanger; drei Schiffe sind allein während der verflo-

nen Saison im südlichen Eismeer mit diesen unheimlichen Kolossen zusammengestoßen und gesunken. Aber vor keiner Gefahr zurückschreckend, wagen sich die Norweger auf der Jagd nach dem Tran, dem flüssigen Gold der Walfänger, doch immer wieder von neuem in diese gefährlichen südlichen Regionen, wo sich Eisberge und Packeis gegen die modernen Wikingerfahrten verschworen haben. Drei volle Wochen hielt der Packeisgürtel des Koszmeeres unsere Flottille fest, und Tag und Nacht mußte oft die gesamte Besatzung mit Äxten und Sägen arbeiten, um das Schiff vor den gefährlichen Eispressungen zu schützen. Trotzdem der Bug unserer Kocherei vor der Ausreise eine besondere Verstärkung, eine sogenannte Eishaut, bestehend aus bestem afrikanischen Hartholz, erhalten hatte, wurde das Schiff doch einmal durch die drückende Gewalt des Eises so sehr beschädigt, daß unsere Pumpen täglich bis zur Reparatur des Deckes 150 Tonnen Wasser zu lenzen hatten!

Am 13. Dezember erreichte endlich das Mutter Schiff mit den im Kielwasser folgenden Tochter Schiffen das freie Koszmeer. Während die kleinen Boote noch längsseits lagen, um Brennstoff und Lebensmittel für die nächsten 14 Tage in Empfang zu nehmen, wurde der erste blasende Wal gesichtet. Sofort nahm Pol 4, unser bestes Jagdschiff mit dem besten norwegischen Walschützen Hermann Berntsen an Bord, die Jagd auf, die sich von Anfang bis Ende in unmittelbarer Nähe der Kocherei abspielte. Der Wal war noch nicht ein drittes Mal zum Atmen an die Oberfläche gekommen, schon hatte der Schütze sein Boot ganz dicht an den Rücken des aufgetauchten Wales herangebracht, ein Schuß krachte, und alsbald zeigte sich anstelle der sonst üblichen weißen Dampffontäne ein dicker, hoher und dunkelroter Blasstrahl. Der angeschossene und „festgemachte“ Wal tauchte sofort, um nach einigen Minuten zum letzten Mal einen ganz schwachen und niedrigen Strahl in die Höhe zu stoßen, und in einer Viertelstunde war das Ungeheuer erlegt. Es war meine erste Walfischjagd, die ich sah, und erstaunt und beinahe enttäuscht über die Schnelligkeit und scheinbare Einfachheit dieser Jagd, von der ich mir ganz andere Vorstellungen gemacht hatte, wandte ich mich an den erstbesten Walfänger mit der Frage, ob das immer so rasch gehe. „Nein“, meinte er, „das war ein guter Schuß, das war ein Volltreffer in den Brustraum, Herz und

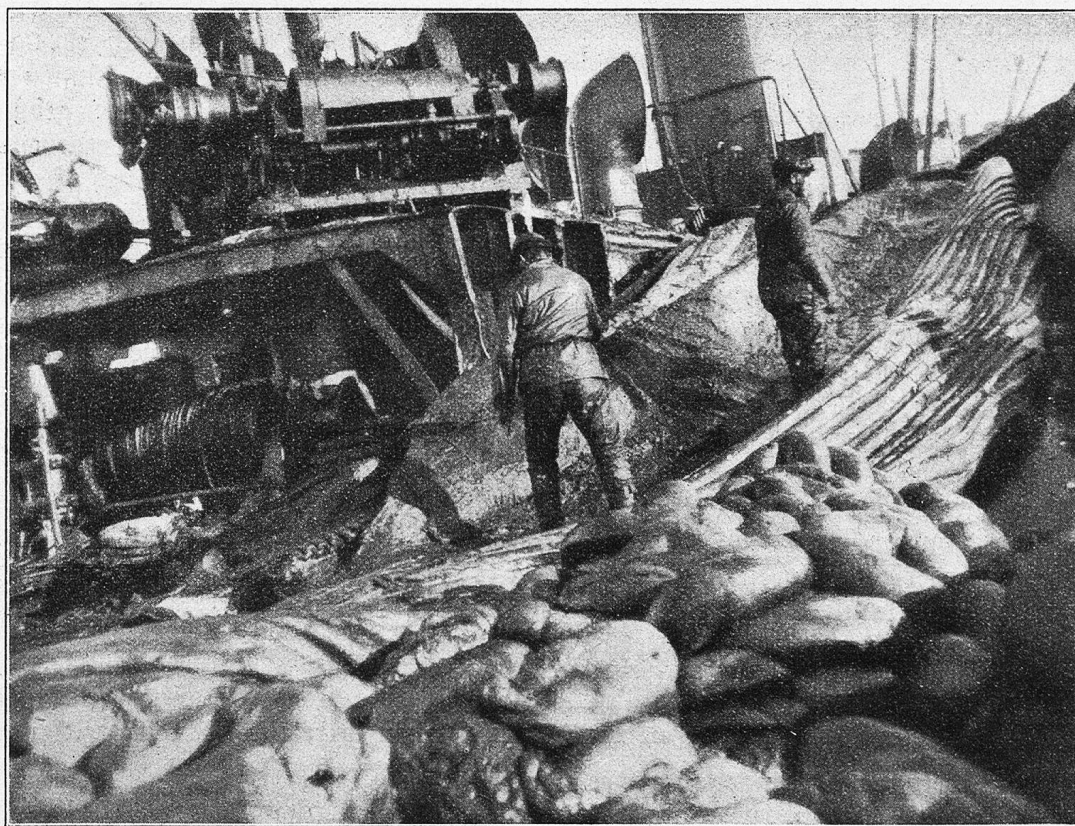
Lunge sind durch die Sprengwirkungen der Granate zerrissen, deshalb der rote, mit Blut vermengte Blasstrahl; das kommt unter hundert Schüssen nur einmal vor!“ Eine Viertelstunde später kam Pol 4 mit dem ersten erlegten Wal zur Kocherei zurück, und drei donnernde Hurras begrüßten den tüchtigen Schützen, der stolz auf seiner Kommandobrücke stand.

Um eine derartige Jagd noch besser beobachten zu können, ging ich einige Tage später mit unserem ersten Maschinisten an Bord von Pol 4, das uns für einen derartigen Zweck am geeignetsten schien. Wir suchten uns einen schönen Sonnentag aus, kletterten Mittags nach dem Essen auf das Boot hinüber, in der Hoffnung, zum Kaffee schon wieder an Bord der Kocherei zu sein. Die Schützen sowohl, wie auch die Besatzung der Walboote, schätzen einen derartigen Besuch im allgemeinen sehr wenig; diese Jagdgäste stehen der Mannschaft auf den kleinen Booten bei ihrer Arbeit nicht nur hindernd im Wege, sie verjagen auch oft das Jagdglück, und da jedermann zu einem gewissen Prozentsatz an jedem erlegten Wal partizipiert, darf man also nicht sehr freundliche Gesichter erwarten, wenn man als Zuschauer an Bord eines Walbootes geht. Und ein solcher Unglückstag stand auch uns bevor! Wir fuhren zirka zwei Stunden mit neun Meilen Geschwindigkeit, die Kocherei war längst aus unserem Gesichtskreis entschwinden, ein riesengroßer Eisberg tauchte am Horizont auf, und bald erkannten wir unseren Pol 2, der eben einen Wal verfolgte. Es schien dort ein ganz besonders gutes Feld zu sein, überall sah man das Aufblasen der Wale, und bald hatte unser Beobachter in der Tonne einen großen Wal ausgemacht, auf den er sofort das Boot dirigierte. Der Schütze wurde gerufen, und nun begann ein stundenlanges Manövrieren, um das Boot so dicht wie möglich an den Wal heranzubringen. Wenn man die ganze Walfang in drei Phasen einteilt, nämlich in die eigentliche Jagd, ferner das Schießen und schließlich das Erlegen des „festgemachten“ Wales, so ist dieser erste Teil der langwierigste. Wenn auch ein erfahrener Schütze meist ahnt, wo der tauchende und fliehende Wal nach zehn Minuten wieder zum Vorschein kommt, so sind diese Berechnungen doch oft falsch, und stundenlang kann es unter Umständen dauern, bis er das Boot auf die Schußnähe herangebracht hat. Da die Harpune ein Gewicht von 67 Kilogramm hat, und diese nach dem Abschuß noch eine lange

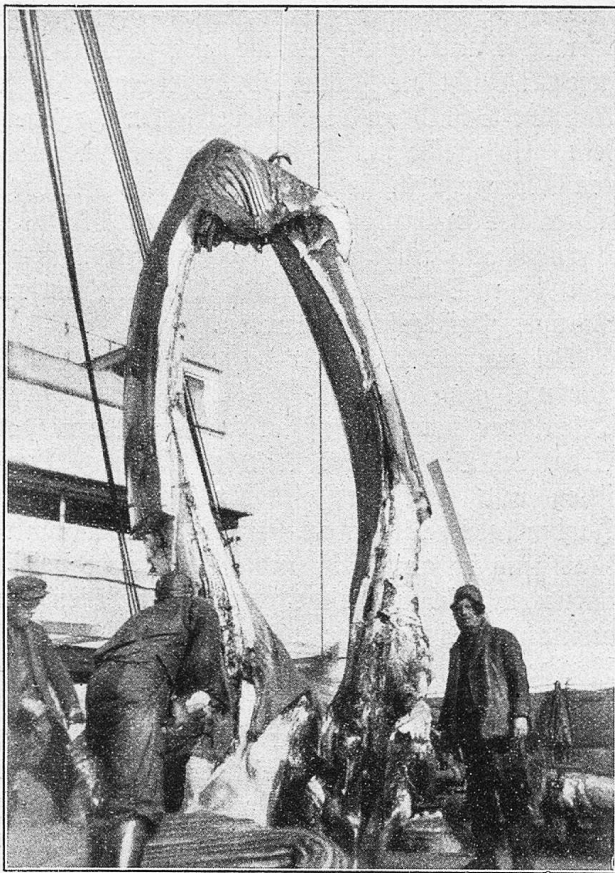
und sehr schwere Leine mit sich reißen muß, so ist die maximale Schußentfernung eine sehr geringe und übersteigt niemals mehr als 10 Meter. So dicht muß also der Schütze sein Boot an den zum Aufholen in bestimmten Zeitabständen auftauchenden Wal heranbringen, und in der Verfolgung des tief unter dem Wasser schwimmenden und daher unsichtbaren Wales besteht die Schwierigkeit des ganzen ersten Teiles der Jagd. Ist der Schütze aber erstmals mit seinem Boot bis auf diese Entfernung an den Wal herangekommen, so ist das Schießen auf das große Ziel — glatte See vorausgesetzt — eine Leichtigkeit, wenn nicht ungeahnte Zwischenfälle auftreten, wie es bei uns der Fall war. Der Schütze feuerte, aber der Schuß ging zu kurz, der Wal blies uns, buchstäblich gesprochen, etwas und verschwand von der Oberfläche. Der Schütze fluchte, die Mannschaft war verärgert und wir Besucher betrübt ob des Fehlschusses, der auf eine falsche Zusammensetzung der Pulverladung zurückgeführt wurde. Nachdem die Kanone und die Leinen in Ordnung gebracht waren, nahm der Schütze von neuem die Verfolgung auf, wieder begann eine stun-

denlange Jagd und wieder ein — Fehlschuß! Der beste norwegische Schütze zum zweiten Mal gefehlt! Nicht die Pulverladung, nur die Gäste konnten Schuld an dem wiederholten Jagdpech sein, also zurück zur Kocherei, wo wir am anderen Morgen erst, halb verfroren und seefrank wegen des inzwischen aufkommenen Blizzardsturmes, mit nicht gerade freundlichen Worten von dem Schützen auf die Kocherei, unsere Etappe, zurückgeschickt wurden.

Ein zweites Mal aber hatte ich mehr Glück. Diesmal ging ich auf Pol 2 zu dem dicken Olsen, der bereits auf allen Walfeldern der Erde, bei Spitzbergen, Alaska, Mexiko, Brasilien und den verschiedensten antarktischen Jagdgründen tätig war. Um 4 Uhr nachmittags ging ich an Bord, und eine Stunde später hatten wir schon „festgemacht“. Es schien ein ausnahmsweis großer und zäher Wal zu sein. Nachdem man dem Tier nach der ersten Harpune, um eine gewalttätige Befreiung zu verhindern, zirka 1000 Meter Leine gegeben hatte, holte man dieselbe nach einiger Zeit mittels einer großen Dampfwinde wieder ein, so daß der Wal auf diese Weise also immer dichter an



Transport von Speckschwarten nach dem Vorderschiff.
Im Vordergrund der Darm eines Wales.



Unterkiefer: Höhe 6 m, Breite $2\frac{1}{2}$ m.

Dr. Bader, Hamburg.

das Boot herangezogen wurde und schließlich eine zweite Harpune mit einer zweiten Leine bekommen konnte. Das Manövrieren mit einem solchen „festgemachten“ Wal gehört zum schwierigsten Teil der Jagd, und hier erst beweist der Schütze sein wirkliches Können. Dauernd muß er die Leine beobachten, die immer schräg nach vorn, niemals aber senkrecht nach unten oder gar nach rückwärts zeigen darf, da sie sonst leicht durch das Ruder gefappt werden kann. Der Schütze von Pol 1 hatte das Unglück, auf diese Weise fast seine sämtlichen Wale zu verlieren, so daß ihm von der Expeditionsleitung der weitere Fang untersagt werden mußte. Da nämlich jedesmal mit dem Wal auch mindestens eine Harpune und ein großer Teil der wertvollen Leine verloren geht, so bedeutet jeder solcher Ausreißer nicht nur einen empfindlichen finanziellen Verlust für die Gesellschaft, es kann sogar durch den eingetretenen Mangel an notwendigen Harpunen und Leinen der Erfolg der ganzen Expedition in Frage gestellt werden. Obwohl auch unser zweiter Schütz gut saß, flüchtete der Wal doch wieder, und in schneller Fahrt

zog er unser Boot hinter sich her, dessen Maschine mit Vollampf rückwärts lief. Erst nach der fünften Harpune endete dieser „Teufelswal“, wie der Schütze ihn nannte, in unmittelbarer Nähe unseres Bootes, so daß der im Todeskampf liegende Riese mit seiner Seitenflosse das Wasser bis auf uns herüber spritzte. Wehe den Booten, die dem Wal in solchen Momenten zu nahe kommen! Mit einem Schlag der außerordentlich muskulösen Schwanzflosse vermag er selbst ein modernes 100 Tonnen großes Stahlfangboot zum Kentern zu bringen, und unserem vom Unglück verfolgten Pol 1 zertrümmerte ein Wal auf diese Weise das auf der Backbordseite befindliche Rettungsboot vollständig.

Sind die Wale erlegt, so werden die durch Lufteinblasung schwimmfähig gemachten Tiere von den Jagdbooten zwecks Verarbeitung an die Kocherei abgeliefert. Bis vor drei Jahren wurde das Abspecken und Zerlegen der Wale, abgesehen von den Landstationen, immer außerbords, längsseits von „schwimmenden Kochereien“ durchgeführt, da man noch keine Mittel und Wege kannte, um die schweren Tiere an Bord hieven zu können. Durch die Einstellung besonderer Schiffe, die am Heck oder auch am Bug eine Schleifbahn besitzen, können erst jetzt seit dem Jahre 1925 auch die größten und schwersten Furchenwale zur Verarbeitung an Deck genommen werden, wodurch also ein unserer Hochseefischerei analoger Hochseewalfang geschaffen ist. Dieser „modernste Walfang“, wie er auch genannt wird, hat sicherlich eine große Zukunft und ist imstande, die ganze Entwicklung des Walfanges in neue ungeahnte Bahnen zu lenken. Die Walfänger, die seit über tausend Jahren zur Ausübung ihres Gewerbes von den Konzessionen der einzelnen Landesmächte abhängig waren, können jetzt ohne jegliche Fanggenehmigung ihrem Beruf nachgehen, und sollten die neusten deutschen Walfangpläne jemals zur Tatsache werden, so könnte das Unternehmen ebenfalls nur auf Grund dieses Hochseewalfanges zustande kommen, da die Engländer auf den antarktischen Jagdfeldern seit langer Zeit keine Fanglizenzen mehr ausgeben.

Auf keinem Jagdfeld der Erde, darüber waren sich alle unsere Schützen einig, sind die Wale so groß und fettreich, wie im Koszmeer, eine Tatsache, die mit den dortigen günstigen Nah-

rungsverhältnissen zusammenhängt. 35 bis 30 Meter beträgt die durchschnittliche Länge der Blauwale und 100,000 Kilogramm ihr Gewicht, das also der Schwere von 10 leeren, ungedeckten Güterbahnwagen gleichkommt. Nicht nur durch ihre Größe im ganzen, auch durch die Größe ihrer einzelnen Glieder imponieren diese Riesen: 3 Meter beträgt die Länge einer Seitenflosse und 6 Meter die Länge eines Unterkiefers; 8 bis 10 Menschen können bequem in dem riesig großen Rachen des Tieres Platz finden! 15—20,000 Mark ist ein solcher Wal wert, wenn er vollkommen verarbeitet wird, der Speck sowohl wie das Fleisch, die Eingeweide und sämtliche Knochen. In den meisten Fällen ist die Verwertung auch eine restlose, indem das ganze Tier, vom Kopf bis zur Schwanzflosse in großen Kochapparaten zu Öl umgewandelt wird, wobei die nur heute vollkommen wertlosen Barten unberücksichtigt bleiben. Mit senfenähnlichen, langstieligen Messern bewaffnet, balancieren die Speckschneider oder Flenser, die bestbezahlten Spezialarbeiter eines solchen Unternehmens, auf den Walfkadavern, um die oft 20—30 Zentimeter dicken Speckschwarten in langen Streifen abzulösen. Schlachthäusern

größten Stils gleichen diese schwimmenden Kochereien, wenn bei eingetretener schlechter Witterung infolge unruhiger See die Zerlegung dieser Kolosse an Bord durchgeführt werden muß. Dutzende von Dampfwinden und Dampfzügen sind ununterbrochen Tag und Nacht in Betrieb, um die oft schon halb verfaulten und halb in Verwesung übergegangenen Wale möglichst rasch zu zerlegen. Unbeschreiblich ist der Lärm und unerträglich der Gestank an Bord eines derartigen Schiffes, das überall und in allen feinen Teilen mit einer dicken, schmutzigen Transchicht überzogen ist. 10—15 Tiere können auf diese Weise täglich zerlegt werden, wenn die Verarbeitung bei ruhiger See längs der Schiffe im Wasser durchgeführt werden kann, 5 bis 6 Wale jedoch nur, wenn dieselbe an Deck vorgenommen werden muß. 400—500 Wale werden so im Laufe einer Saison von jeder Expedition gefangen und verarbeitet, und mit vielen Zehntausenden von Fässern tran kehren die Schiffe jedesmal zu Beginn des antarktischen Herbstes, wenn die Neueisbildung — das Pfannkucheneis — einsetzt, nach Europa zurück.

Der junge Schiffer.

Dort bläht ein Schiff die Segel,
Frisch saust hinein der Wind!
Der Anker wird gelichtet,
Das Steuer flugs gerichtet,
Nun fliegt's hinaus geschwind.

Ein kühner Wasservogel
Kreift grüßend um den Mast,
Die Sonne brennt herunter,
Manch Fischlein, blank und munter,
Umgaukelt keck den Gast.

Wär gern hineingesprungen,
da draußen ist mein Reich!
Ich bin ja jung von Jahren,
Da ist's mir nur um's Jahren,
Wohin? Das gilt mir gleich!

Friedr. Hebbel.

Die Welschlandgängerei.

„Oho!“ sagt sich der Leser, „da ist wieder einmal einer, der gegen welsches Wesen wettet, gegen unsere seit wohl mehr als einem Jahrhundert eingefleischte Sitte kämpft, Söhne und namentlich Töchter auf ein Jahr in die welsche „Löffelschleife“ zu schicken, sogenannte „bessere Manieren“ zu lernen, das Herrchen mit Pöschettchen, das Modedämchen mit Puder und Parfums herauszukehren! Gewiß ein Welschen-

haffer, dieser Schreiber, vielleicht gar ein Pan-germanist!“

„Welschlandgängerei!“ Dieses ungewohnte, neu klingende Wort verfängt sich in unserm deutschschweizerischen Ohre wie ein Tadel, tönt wie ein Vorwurf, erinnert es doch allzusehr an „Bauernfängerei“, „Drängerei“ und „Zwängerei“. Dem ist nun aber durchaus nicht so; gebraucht doch die deutsche Sprache, ohne jegliche